

JÜRGEN HANNEDER

## DER ERSTE INDOLOGE

Auch wenn dies für Germanisten merkwürdig erscheinen muss: In einem fachgeschichtlichen Aufsatz würde ein Indologe, der über August Wilhelm Schlegel sprechen will, durchaus darauf hinweisen, dass dieser auch Frühromantiker, Übersetzer des Shakespeare und vieles mehr war, und dass es für Biographen mitunter nicht leicht ist, Schlegel in seine vielfältigen Interessengebiete zu folgen, die heute sehr unterschiedlichen akademischen Disziplinen zugeordnet werden. Dass er in seinen späteren Jahren – wie ein Biograph schreibt – „ein einsamer Mann“<sup>1</sup> war, der nur noch ein Mal Goethe besuchte, aber sonst keine bemerkenswerten Kontakte hatte, wird dem indologischen Fachgeschichtler indes nur ein Schmunzeln oder auch ein Kopfschütteln entlocken, denn in dieser Zeit begründete er die indische Philologie als akademisches Fach.

Erst seit Kurzem ist eine Biographie auf dem Markt,<sup>2</sup> welche geeignet ist, die Schiefelage in der Rezeption Schlegels zu beseitigen. Die populäre Fehleinschätzung und ihre Konsequenzen, welche sich vor allem in der Verbindung mit der indologischen Perspektive erschließen, lohnen dennoch betont zu werden. Erst vor Kurzem wurden etwa Details seines Kontakts mit dem englischen Indologen Colebrooke offenbar,<sup>3</sup> auch dass er dessen Sohn in seinem Bonner Haus wie einen eigenen versorgte. Indologen wussten natürlich, dass sein Nachfolger Lassen wie auch andere bei Schlegel gelernt und oft auch gewohnt hatten.<sup>4</sup> Einige mögen sogar bemerkt haben, dass Schlegel in London die wohl bedeutendste Reformer-Gestalt im Hinduismus, Ram Mohan Roy, getroffen hatte.<sup>5</sup> Offenbar hatte man bisher Schlegels indologisches Profil unterschätzt. Der „Casanova des Geistes“ hatte – um mit Körner zu sprechen – nicht nur mit dem Sanskrit gebuhlt, sondern war mit ihm eine feste, wenn auch nicht exklusive Beziehung eingegangen. Versuche, seine Bedeutung für die Indologie zu beurteilen, waren manchmal nicht erfolgreich und produzierten merkwürdige Argumente, wie etwa in der *Wissenschaftsgeschichte der Ger-*

---

<sup>1</sup> Bernard von Brentano: *August Wilhelm Schlegel. Geschichte eines romantischen Geistes*, Neuausgabe Frankfurt a. M. 1986, S. 206.

<sup>2</sup> Vgl. Roger Paulin: *The Life of August Wilhelm Schlegel. Cosmopolitan of Art and Poetry*, Cambridge 2016.

<sup>3</sup> Vgl. Rosanne Rocher, Ludo Rocher: *Founders of Western Indology. August Wilhelm von Schlegel and Henry Thomas Colebrooke in Correspondence 1820–1837*, Wiesbaden 2013.

<sup>4</sup> Vgl. Paulin, *The Life of August Wilhelm Schlegel*, S. 471.

<sup>5</sup> Vgl. ebd., S. 512.

*manistik im 19. Jahrhundert*, in der man liest: „Arbeiten zur Latinistik, Romanistik und zum Sanskrit werden parallel betrieben, jetzt aber bereits gegen eine im modernen Sinne wissenschaftliche Konkurrenz, etwa die Brüder Grimm und Franz Bopp.“ Im Urteil der Fachgeschichte gilt eine solche Arbeitshaltung als verfehlt: „In jedem einzelnen dieser Wissensbereiche würde A. W. Schlegel ein Gelehrter höchsten Maßes geworden sein, hätte er sich beschränken und dem einmal gewählten Sonderfach Treue bewahren wollen. Aber es hielt ihn nirgends [...]. Ein Casanova des Geistes, buhlte A. W. Schlegel mit so vielem zugleich [...].“<sup>6</sup> Hier ist das Urteil der Fachgeschichte über die Schlegelsche Sanskritistik natürlich ein germanistisches.

Und damit kommen wir zum Problem der Schlegelrezeption. Es ist bekannt, dass die Nachwelt das Bild Schlegels vielfach verzerrte, und der Grundtenor oder vielleicht sogar die Motivation derartiger Charakterisierungen der Versuch war, das Verhältnis zwischen den Schlegels auf der einen und Goethe und Schiller auf der anderen zu ‚klären‘. Hier geht es oft nicht um irgendwie objektivierbare Beobachtungen, sondern um Wertungen, die eher als Bekenntnisse erscheinen. Schlegels – so lesen wir bei Ricarda Huch<sup>7</sup> –

eigenthümliche Mischung von Anmuth, Oberflächlichkeit und Pedanterie beruht auf dem Mangel an Gewicht. Es fehlt ihm an Masse, an dem unbewußten Kern, der die Grundlage des Menschen bildet. Alles läßt sich daraus erklären: in seinen Beziehungen zu den Frauen die Unfähigkeit, große, stätige Leidenschaften zu erregen und zu empfinden.<sup>8</sup>

Die für Indologen absurdeste Aussage in diesem Zusammenhang ist sicher die folgende: „Jung hätte er sterben sollen, in der Fülle des Gelingens.“<sup>9</sup>

Ein Autor versuchte zu belegen, dass Schlegel von Goethe im Faustschen Homunculus verspottet wurde<sup>10</sup> und seine mangelnde literarische Kreativität ihre physische Parallele in der von Heine kolportierten sexuellen Impotenz aufgrund einer Deformität hatte.<sup>11</sup> In einem bibliographischen Eintrag, der die verbreiteten Auffassungen gut verdichtet, lesen wir: „zeitlebens im Schatten s.

<sup>6</sup> Rainer Kolk: *Liebhaber, Gelehrte, Experten. Das Sozialsystem der Germanistik bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts*, in: Jürgen Fohrmann, Wilhelm Voßkamp (Hgg.): *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*, Stuttgart/Weimar 1994, S. 48–114, hier S. 53.

<sup>7</sup> Ricarda Huch: *Blüthezeit der Romantik*, Leipzig 1899, S. 3.

<sup>8</sup> Ganz anders, möchte man polemisch hinzufügen, war natürlich das Liebesleben der Klassiker.

<sup>9</sup> Huch, *Blüthezeit*, S. 2.

<sup>10</sup> Vgl. Otto Höfler: *Homunculus – eine Satire auf A. W. Schlegel. Goethe und die Romantik*, Wien 1972.

<sup>11</sup> Ein Universitätskollege Schlegels sah sogar die Obduktionsakten ein, um dieses Gerücht endgültig zu zerstreuen. Vgl. Werner Hesse: *Heine und Schlegel. Ein Kulturbild aus der ersten Zeit der Bonner Universität*, in: *Allgemeine Zeitung* vom 21.6.1880, S. 2522–2524.

geist. und dichter. weit überlegenen Bruders stehend [...], obzwar virtuose Formbegabung.“<sup>12</sup>

Daher konnte auch Indologen nicht entgehen, dass Schlegel in der deutschen Literaturgeschichte vor allem der Unterlegene war, und hierzu passte auch, dass man aus der Sicht des ausgehenden 19. Jahrhunderts in der Indologie des Rückgriffs auf Schlegel kaum mehr bedurfte. Die akademischen Enkel, also Schüler seines Bonner Nachfolgers Lassen, wie Otto Böhtlingk, der mit seinen Petersburger Sanskritwörterbüchern die Sanskritphilologie auf eine völlig neue Grundlage stellte,<sup>13</sup> wurden die recht eigentlichen Begründer des Faches. August Wilhelm rückte in der indologischen Wahrnehmung näher an seinen Bruder Friedrich, der mit seiner indologischen Pionierleistung<sup>14</sup> nur noch zur vorwissenschaftlichen Indienforschung gezählt werden konnte, eben zu einer Art romantischen Indologie.<sup>15</sup> Es ist hier nicht der Ort, um eigens auseinanderzusetzen, inwiefern diese Auffassung zu kurz greift, hier möge die Aussage Bruno Liebichs genügen, eines Indologen, der bei dem Schlegel-Schüler Stenzler studiert hatte und sich auf dessen mündliche Mitteilungen beruft:

Wäre W. Schlegel nichts als der eitle und kleinliche alte Narr gewesen, als der er bei H.[offmann] erscheint, so würde er wohl nicht Männer wie Lassen, Westergaard, Stenzler, Boehtlingk gefesselt und mit der für diesen Beruf sehr nötigen Begeisterung erfüllt haben. Da auch Albrecht Weber sich stets als Schüler Stenzlers, nicht Bopps, gefühlt und bezeichnet hat, so ist so ziemlich die gesamte heutige Indologie Deutschlands (und man kann fast hinzufügen: die des gesamten Auslandes) aus der Bonner Schule hervorgegangen.<sup>16</sup>

Im Folgenden soll der Versuch gemacht werden, Schlegels wegweisende Bedeutung für die Indologie in drei Bereichen kurz darzustellen: dem Sanskrit-Druck, der kritischen Edition von Sanskrit-Texten und der Übersetzungstechnik.

### Der Sanskrit-Druck

Wenn man sich die Größe und Vielfalt des indischen historischen Kulturraumes vor Augen führt, leuchtet ein, dass es in Indien keine übergreifende Schrift gab, sondern eine erhebliche Anzahl an völlig unterschiedlichen Regi-

<sup>12</sup> Gero von Wilpert: *Deutsches Dichterlexikon*, Stuttgart 3. Aufl. 1988, S. 704–705, hier S. 704.

<sup>13</sup> Vgl. Berthold Delbrücks Nekrolog *Otto Böhtlingk*, in: *Anzeiger für indogermanische Sprach- und Altertumskunde. Beiblatt zu den Indogermanischen Forschungen* 17 (1904), S. 131–136.

<sup>14</sup> Vgl. Friedrich Schlegel: *Ueber die Sprache und Weisheit der Indier*, Heidelberg 1808.

<sup>15</sup> „A. W. Schlegel hatte wie sein Bruder die Weltanschauung der Romantik.“ Ernst Windisch: *Geschichte der Sanskrit-Philologie und indischen Altertumskunde*, Straßburg 1917, S. 82.

<sup>16</sup> Bruno Liebich: Rez. von: Paul Theodor Hoffmann: *Der indische und der deutsche Geist von Herder bis zur Romantik* [Tübingen 1915], in: *Literarisches Zentralblatt* Nr. 30 vom 29.7.1916, S. 793.

onalschriften, die zugleich Standardschriften spezifischer Regionalsprachen sind. Auch das Sanskrit, als überregionale Kultursprache, wurde in Indien daher in allen erdenklichen Regionalschriften geschrieben, und es wurde mit einer mehr oder weniger starken Regionallautung gesprochen. Da im frühen 19. Jahrhundert Informationen über Indien von Angestellten der englischen East India Company kamen, welche ihren Sitz in Calcutta, also im bengalischen Sprachgebiet, hatte, muss man davon ausgehen, dass die frühen Sanskrit-Kenner, wie etwa Friedrich Schlegel, ein stark bengalisch beeinflusstes Sanskrit kennenlernten, ohne sich zunächst dieser Tatsache bewusst zu sein. Das Bengalische verfährt mit den Zischlauten ähnlich dem Schwäbischen, das sanskritische *sa* und *ṣa* wird also zu *śa*. Schlegel und andere dürften die Sprache also als „schomskrit“ kennengelernt und bezeichnet haben, daher schreibt er in seinem Buch *Sprache und Weisheit der Indier* das Sanskrit so, wie man es in Bengalen aussprechen würde, jedoch meist ohne Kennzeichnung der Vokallängen: die *Bhagavadgītā* erscheint als „Bhgovotgita“<sup>17</sup>, *svapna* („Traum“) als „shvopno“<sup>18</sup> usw.

Was aus heutiger indologischer Sicht lediglich als eine Anekdote erscheint, war um 1800 ein zunächst unüberwindliches Hindernis. Ohne eine etablierte Aussprache war die Hoffnung darauf, Sanskrit in einer allgemeinverbindlichen Umschrift zu drucken – so wie dies heute üblich ist – sehr gering. Rückert verwendete zwar eine Umschrift mit Diakritika, aber – vielleicht auch bedingt durch die Gegebenheiten der jeweiligen Druckerei – in zahlreichen Varianten.<sup>19</sup> Man kann sich dies heute kaum mehr vorstellen, aber in manchen Fällen führte kaum ein Weg mehr von der Umschrift zum Original zurück.

Auch wenn man langsam verstand, dass die bengalische Aussprache und die darauf beruhende Transkription nicht repräsentativ war: der Ausweg war zunächst eine Verwendung der Originalschrift und dies galt auch für die schriftliche Kommunikation, wie das Marburger Briefprojekt<sup>20</sup> erfahren musste: Die Indologen schrieben in der wissenschaftlichen schriftlichen Kommunikation Sanskrit oft in der indischen Devanāgarī-Schrift.

Da sich in Indien diese nordindische Schrift in der Neuzeit als pan-indische Schrift auch zur Kommunikation zwischen den Regionen herauskristallisiert hatte, war es naheliegend diese für das Sanskrit zu benutzen, und so begann mit dem Einzug des Buchdrucks in Indien auch der Aufstieg der Nāgarī-Schrift zur Standardschrift für das Sanskrit. Während die Regionalsprachen natürlich nach wie vor in den dazugehörigen Schriften gedruckt werden, gibt es heute kaum mehr gedruckte Sanskrit-Texte in anderen Schriften, nur die

<sup>17</sup> Friedrich Schlegel: *Ueber die Sprache und Weisheit der Indier. Ein Beitrag zur Begründung der Alterthumskunde*, Heidelberg 1808, S. VII.

<sup>18</sup> Ebd., S. 7.

<sup>19</sup> Eine Tabelle der verschiedenen Systeme bei Rückert findet sich in: Friedrich Rückert: *Kleine Schriften zur Indologie*, hg. v. Beate Hess, Wiesbaden 2006, S. 281.

<sup>20</sup> <http://august-wilhelm-schlegel.de/briefedigital/> (Datum des Zugriffs: 10.6.2016.)

Sanskrit-Handschriften spiegeln noch die gesamte historische Bandbreite an indischen Schriften.

Schlegels Entscheidung zu Beginn seiner indologischen Tätigkeit, das Problem des Sanskrit-Druckes zu lösen, war daher nur folgerichtig. Bekanntlich erbat er hierfür zunächst eine Beurlaubung, um in Paris anhand von Handschriften, die nur dort zugänglich waren, eine neue Druckschrift erstellen zu können. Alle älteren Versuche waren nämlich mehr oder weniger unbefriedigend ausgefallen und für den Druck längerer Texte völlig ungeeignet.<sup>21</sup>

Der Ausgangspunkt Schlegels war die Drucktype des englischen Sanskrit-Pioniers Charles Wilkins, der vor seiner Zeit in Indien das Druckhandwerk erlernt hatte und nach seiner Rückkehr aus Indien diese eigenhändig auf seinem Landsitz in Bath hergestellt hatte.<sup>22</sup>

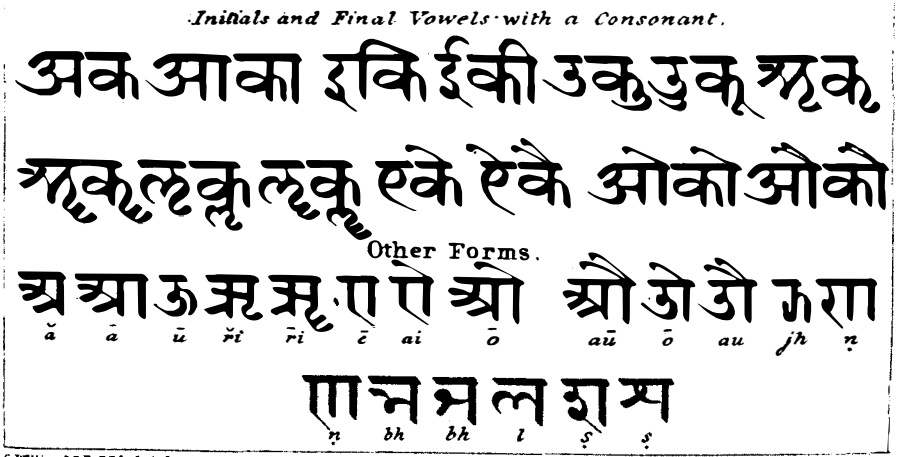


Abb. 1: Die Sanskrittype von Charles Wilkins (*A Grammar of the Sanskrita Language*, London 1808, unpag.)

Sie war eigentlich sehr gut gelungen, aber in manchen Details dennoch nicht für größere Textmengen geeignet. Wilkins hatte ein Prinzip zur Vereinfachung der ursprünglich vielen Hundert Stempel, die jede Druckerei an Sanskrit-Zeichen vorrätig haben musste, angewandt, welches Schlegel nun vervollkommnete. Er hatte die Konsonantenligaturen, welche den größten Teil der Zeichen ausmachen, nicht alle als eigene Zeichen gegossen, sondern in ihre Einzelstriche zerlegt, welche im Schriftsatz dann komponiert werden mussten.

<sup>21</sup> Einen Überblick gibt Willibald Kiefel: *Die Anfänge des Sanskrit-Druckes in Europa*, in: *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 32 (1915), S. 274–279.

<sup>22</sup> Hintergrund und Details in: Fiona Ross, Graham Shaw: *An Unexpected Legacy, and its Contribution to Early Indian Typography*, in: John Randle, John D. Berry (Hgg.): *Type and Typography*, West New York 2003, S. 169–180.

Diese Technik wurde vor einigen Jahrzehnten von den ersten Indologen, die unter den ungünstigen Bedingungen der ersten Microsoft-Betriebssysteme Nāgarī drucken wollten, wiederbelebt. Da die amerikanische Firma bekanntlich nicht einmal hinreichend europäische Diakritika für ihren Zeichensatz vorsah und alle fremden Zeichen in sogenannten „Code pages“ von 256 Zeichen auslagerte, musste man das Strichrepertoire des Sanskrit noch einmal straffen. Das Ergebnis waren vom Ansatz her geniale Systeme für den Sanskrit-Druck, wie etwa das von Charles Wikner, welche aber typographisch nicht überzeugen konnten.<sup>23</sup>

Schlegels Type<sup>24</sup> bestach vor allem durch ihre typographische Qualität und blieb fast während des ganzen 19. Jahrhunderts in Gebrauch. Jeder Indologe kennt sie aus Textausgaben und Standardwörterbüchern. Die Schriften, die im Verlauf des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts hinzutraten, waren meist nüchterner, weniger kalligraphisch, stellten aber keine erkennbare Verbesserung dar. Mit seiner Schrift für den Sanskritdruck setzte Schlegel einen bleibenden Standard.

आसीत्कल्याणकटकवास्तव्यो भैरवो नाम व्याधः

Abb. 2: Schlegels Nāgarī (Schriftprobe aus W. D. Whitney, *Indische Grammatik*, Leipzig 1879, S. 490)

आसीत्कल्याणकटकवास्तव्यो भैरवो नाम व्याधः

Abb. 3: ‚Angelsächsische‘ Nāgarī (Schriftprobe aus W. D. Whitney, *Indische Grammatik*, Leipzig 1879, S. 489)

Mit dem beginnenden Computerwesen und dem Zusammenbruch des Setzerhandwerks machte das typographische Grauen auch nicht vor dem Sanskrit-Druck halt. Viele Indologen meinten nun, ohne entsprechende handwerkliche Ausbildung, selbst Schriften erstellen zu müssen, die glücklicherweise alle wieder verschwunden sind. Hier hätte man von Schlegel lernen können, der sich bekanntlich, um sich mit „den Handgriffen der Schriftstecherei, Schriftgießerei, und Druckerei etwas näher bekannt zu machen“, „sechs Monate lang

<sup>23</sup> Die Situation hat sich nebenbei bemerkt durch Unicode und in jüngerer Zeit durch Opentype auch nicht entscheidend gebessert. Die in der Praxis bewährten und typographisch überzeugenden Sanskrit-Zeichensätze lassen sich an einer Hand abzählen. Alle anderen weisen mehr oder weniger schwerwiegende Fehler auf, die sie für den Buchdruck ausschließen.

<sup>24</sup> Erstmals beschrieben in seinem *Specimen novae typographiae Indicae*, Lutetiae Parisiorum 1821.

von der Schule der Weisen abgemüßigt“ hat, „um in den Werkstätten der Handwerker zu sitzen.“<sup>25</sup>

### Editionen

Die Beobachtung, dass beinahe alle Texte, die in der ersten Periode des Bekanntwerdens der Sanskritliteratur in Europa gedruckt wurden, nun zu hochgeschätzten ‚Klassikern‘ gehören,<sup>26</sup> führt naturgemäß zur Frage nach den Auswahlkriterien der ersten Herausgeber. Vieles beruhte auf Zufall, war von der Verfügbarkeit von Handschriften in Europa diktiert. Doch man hätte erwarten können, dass Schlegel sich angesichts seiner Vorgeschichte mit dem, was er sicher als eine Blüte der indischen Literatur kannte, nämlich den Werken Kālidāsa, beschäftigen würde.

Schlegel scheint aber nach zwei Kriterien gearbeitet zu haben, das erste spricht er in einem programmatischen Artikel selbst aus: „Man wird demnach wohl thun, denke ich, wenn man in das Althertum eindringen, und die indische Mythologie in ihrer ursprünglichen Gestalt kennen lernen will, sich fürs erste ausschließend an die schriftlichen Denkmale, und zwar an die aus dem erzväterlichen Zeitraume zu halten, und von da zu den steinernen Denkmalen überzugehen.“<sup>27</sup>

Das andere pragmatische und unausgesprochene Kriterium war der Tatsache geschuldet, dass in der Pionierzeit weder die philologischen Hilfsmittel noch die Fähigkeiten ausreichten, um komplizierte Werke verlässlich edieren und erklären zu können.<sup>28</sup> Ferner ist, wie jeder Editor weiß, die Erstedition, besonders auf der Basis weniger Handschriften, eine gefährliche Unternehmung, und man kann vermuten, dass Schlegel hier durch eine weise Beschränkung – indem er nur Werke herausgab, die bereits gedruckt waren – die Qualität seiner Editionen sicherzustellen suchte. Über eine Erstedition, oft auf einer einzigen Handschrift beruhend, hinauszugelangen, war mit einer sorgfältigen Methode durchaus möglich. Man hatte meist mehr Quellen zur Verfügung, die

<sup>25</sup> [August Wilhelm Schlegel:] *Allgemeine Uebersicht*, in: *Indische Bibliothek* 2 (1827), S. 1–70, hier S. 34.

<sup>26</sup> Bei manchen Texten führte die enthusiastische Rezeption im Ausland zu einer enormen Statusaufwertung. Sehr deutlich ist dies bei der *Bhagavadgītā*, die erst nach Rückwirkung der europäischen Begeisterung auf das koloniale Indien den heutigen Status als quasi wichtigster Text des Hinduismus erhielt. Die Folgen sind bis heute deutlich auszumachen. Es vergeht kein Jahr, in dem dieser sprachlich einfache und inhaltlich vielfach erschlossene Text nicht neu übersetzt wird, während sich Verlage kaum an Übersetzungen anderer altindischer Texte wagen.

<sup>27</sup> [August Wilhelm Schlegel:] *Indische Dichtungen. Vorerinnerung*, in: *Indische Bibliothek*, 1 (1823), S. 28–36, hier S. 29.

<sup>28</sup> Hierauf weist Benfey in Bezug auf Bopp hin: vgl. Theodor Benfey: *Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland*, München 1869, S. 376.

vollständig kollationiert wurden, und konnte die Verlesungen und Missdeutungen in der *editio princeps* daher leichter erkennen. Eine philologische Kommentierung, die fallweise auch eine Lesartendiskussion beinhaltete, sicherte den Erkenntnisstand. Diese grundsätzliche Vorgehensweise setzte Schlegel als Standard für Sanskriteditionen, was dazu führte, dass seiner Edition der *Bhagavadgītā*<sup>29</sup> in den nächsten hundert Jahren keine der folgenden Editionen den Rang streitig machen konnte.<sup>30</sup> Die zusammen mit Christian Lassen veranstaltete Ausgabe des *Hitopadeśa*<sup>31</sup> war hingegen ein Produkt ihrer Zeit: Als klar wurde, dass es sich dabei lediglich um eine spätere Überarbeitung des *Pañcatantra* handelte, und man nur deshalb zuerst auf diesen Text gestoßen war, weil er vor allem in Bengalen verbreitet war, verloren der *Hitopadeśa* und auch seine zahlreichen Übersetzungen an Bedeutung. Lediglich die Edition des *Rāmāyaṇa*<sup>32</sup> fügt sich in jeder Hinsicht in Schlegels frühere Interessen und sein wissenschaftliches Programm, handelt es sich bei diesem Text doch nach der indischen Auffassung um die historisch erste Dichtung (*kāvya*).<sup>33</sup>

Schlegel hat diese Edition nicht fertiggestellt, und wer sich mit der Geschichte der Sanskrit-Editionen auskennt, wird feststellen, dass derartige Unternehmungen auch heute oft ein Torso bleiben, da der damit verbundene Aufwand enorm ist. Schlegel ähnelt mit seinen vielfältigen Aufgaben in Forschung, Lehre und Verwaltung hier eher einem modernen Wissenschaftler, während die so produktiven Forscher der nächsten Generation von solchen Zusatzaufgaben unbelastet sich zum Teil ganz ihren Projekten widmen konnten.

Die heutigen Indologen sind sich zum Teil nicht mehr bewusst, dass Schlegels Herausgebertätigkeit den weiteren Weg der Indologie, zunächst seiner Bonner Schule, aber über seine Schüler auch an vielen anderen Standorten, entscheidend prägte. Hierzu muss man wissen, dass die englischen Indologen in der Schlegelzeit zwar sehr gute Sanskritkenner mit Indierfahrung waren, aber keine Geisteswissenschaftler. An diesem Punkt setzte die Bonner Schule mit ihrer breiten philologischen Basis an und entwickelte eine Editionswissenschaft des Sanskrit. Schlegel war bekanntlich seinem Studium nach klassischer Philologe und wandte die dort üblichen Methoden auch auf indische Werke an:

<sup>29</sup> Vgl. *Bhagavad-Gita* [...]. Textum recensuit, adnotationes criticas et interpretationem Latinam adiecit Augustus Guilelmus a Schlegel, Bonn 1823.

<sup>30</sup> Vgl. Walter Slaje: *Rājavidyā*, in: *Studien zur Indologie und Iranistik* 22 (1999), S. 131–166, hier S. 136.

<sup>31</sup> *Hitopadesas id est institutio salutaris. Textum codd. Mss. Collatis recensuerunt interpretationem Latinam et annotationes criticas adiecerunt Augustus Guilelmus a Schlegel et Christianus Lassen*, 2 Teile, Bonn 1829/1831.

<sup>32</sup> *Ramayana id est carmen epicum de Ramae rebus gestis poetae antiquissimi Valmici opus. Textum codd. Mss. Collatis recensuit interpretationem Latinam et adnotationes criticas adiecit Augustus Guilelmus a Schlegel*, 2 in 3 Bd., Bonn 1828–1829.

<sup>33</sup> In Europa zählt man das Werk eher zu den altindischen ‚Epen‘.



Dem Herausgeber Indischer Bücher bieten sich dieselben Aufgaben dar, wie dem classischen Philologen: Ausmittlung der Aechtheit oder Unächtheit ganzer Schriften und einzelner Stellen, Vergleichung der Handschriften, Wahl der Lesarten und zuweilen Conjectural-Kritik; endlich Anwendung aller Kunstgriffe der scharfsinnigsten Hermeneutik.<sup>34</sup>

Die Pionierarbeiten der Bonner Schule rückten bereits im späteren 19. Jahrhundert in den Hintergrund, da durch die systematische Suche nach Handschriften nicht nur bessere Quellen, sondern auch ganze Literaturen neu entdeckt wurden. Hier war der Blick aus Europa noch sehr eingeschränkt. Während einige Autoren im frühen 19. Jahrhundert noch naiv einige Hundert bekannte indische Werke aufzählen, schrieb bereits 1788 William Jones aus indischer Perspektive: „[W]herever we direct our attention to Hindu Literature, the notion of infinity presents itself.“<sup>35</sup> Falls die heutigen Schätzungen von bis zu 30 Millionen indischer Handschriften<sup>36</sup> zutreffen sollten, muss man davon ausgehen, dass auch heute ein großer Teil der altindischen Literatur unbekannt ist.

Als neue kritische Editionen aufgrund ungleich besserer Quellen die Pionierwerke ablösten, geriet auch die Chronologie der Ereignisse in Vergessenheit. Manche Indologen glauben heute,<sup>37</sup> man habe die Editions-methode Lachmanns einfach für das Sanskrit übernommen. Doch bevor Lachmann seine Methode formulieren konnte, hatten die Schüler Schlegels bereits eine ganze Reihe kritischer Editionen von Standardwerken publiziert und längst eine Editionsphilologie des Sanskrit entwickelt.

Schlegels Hauptschüler und Nachfolger Lassen gab mit dem *Gītāgovinda* ein Gedicht heraus, welches in Europa früh bekannt geworden war und daher eine viel größere Aufmerksamkeit als in Indien genoss.<sup>38</sup> Seine Ausgabe beruht auf fünf Handschriften, die *editio princeps* des Baburāma (Calcutta 1808) ist bewusst nicht benutzt, da sie keinerlei kritischen Ansprüchen genügt.<sup>39</sup> Stenzler, ein anderer Schüler Schlegels, der in der späteren Indologie zu einer festen Größe werden würde, gab zwei umfangreichere Werke Kālidāsas heraus, welche in der altindischen Literaturkritik als unbestrittene Klassiker gel-

<sup>34</sup> [August Wilhelm Schlegel:] *Ueber den gegenwärtigen Zustand der Indischen Philologie*, in: *Indische Bibliothek* 1 (1823), S. 1–25, hier S. 23.

<sup>35</sup> William Jones: *On the Literature of the Hindus*, in: *Asiatick Researches* 1 (1788), S. 340–355, hier S. 354.

<sup>36</sup> So Pingree nach: William M. Calder, Stephan Heilen: *David E. Pingree: an unpublished autobiography*, in: *Greek, Roman, and Byzantine Studies* 47 (2007), S. 515–523, hier S. 522.

<sup>37</sup> Zum Folgenden ausführlicher in meiner demnächst erscheinenden Monographie *To Edit or Not to Edit*.

<sup>38</sup> Vgl. *Gita Govinda Jayadevae poetae Indici drama*, textum ad fidem librorum manuscriptorum recognovit, scholia selecta, annotationem criticam, interpretationem Latinam adiecit Christianus Lassen, Bonn 1836.

<sup>39</sup> Vgl. ebd., S. xxxv.

ten, nämlich den *Raghuvamśa*<sup>40</sup> und den *Kumārasambhava*.<sup>41</sup> Hier wird die Überlieferung bereits nach Rezensionen, die sich aus der klassischen Kommentierung ergeben, geschieden, ein späteres Standardverfahren. Peter von Bohlen gab ein weiteres Werk Kālidāsas heraus<sup>42</sup> sowie eine äußerst beliebte Sprüchesammlung.<sup>43</sup> Auch andere Schüler Schlegels, wie Lenz,<sup>44</sup> Tullberg<sup>45</sup> und Gildemeister,<sup>46</sup> haben sich auf Kālidāsa gestürzt.

Es scheint also, dass Schlegels Schüler das Programm ihres Lehrers ausgeführt haben: die nach indischer Auffassung wichtigsten Werke der Sanskritpoesie in verlässlichen Ausgaben herauszugeben. Diese Ausgaben enthalten naturgemäß bereits eine Textauslegung und -erklärung, bisweilen auch Übersetzungen.

Alle diese Editionen bedeuten einen Qualitätssprung gegenüber den unkritischen indischen Erstdrucke und waren für die indologische Editionspraxis wegweisend. Sehr deutlich ist, dass die Schüler ausführten, was der Lehrer vermutlich selbst nicht mehr in Angriff nehmen konnte: die Edition der Klassiker der altindischen schönen Literatur. Schlegel selbst hatte sich mit dem *Rāmāyaṇa* gleich einen großen Brocken und einen textkritisch viel zu komplexen Text ausgesucht, sodass hier Goethes Bemerkung über den von Schlegel ihm zugesandten ersten Band durchaus berechtigt war: „Die Ankündigung des Ramayana kann erschrecken, es ist ein Gedicht von 24000 Distichen; dem Herausgeber möge Brama gnädig sein.“<sup>47</sup>

## Übersetzungen

Der dritte Tätigkeitsbereich Schlegels, der sich in Kontinuität aus seiner vorindologischen Zeit ergibt, ist der des Übersetzens. Nicht nur für Indologen ist hochinteressant, wie der spätere Schlegel seine Vorstellungen zur Übersetzung in der Begegnung mit dem Sanskrit verändert hat.

<sup>40</sup> *Raghuvansa, Kālidāsaē carmen sankrite et latine edidit Adolphus Fridericus Stenzler*, [London] 1832.

<sup>41</sup> *Kumāra Sambhava, Kālidāsaē Carmen*, Sanskrit et Latine, Berlin 1838.

<sup>42</sup> *Ritusanhāra id est tempestatum cyclus*, carmen sanskritum Kālidāso adscriptum. Edidit, latina interpretatione, germanica versione metrica atque anotationibus criticis instruxit P[etrus] a Bohlen, Leipzig 1834.

<sup>43</sup> *Bhartriharis sententiae et carmen quod Chauri nomine circumfertur eroticum*, ad codicum mst. fidem edidit latine vertit et commentariis instruxit Petrus a Bohlen, Berlin 1833.

<sup>44</sup> *Urvasia fabula Calidasi*, textum Sanskritum edidit, interpretationem Latinam et notas illustrantes adiecit Robertus Lenz, Berlin 1833.

<sup>45</sup> *Malavika et Agnimitra, drama indicum*, textum primus edidit, in Latinum convertit, varietatem scripturae et annotationes adiecit Otto Fridericus Tullberg, Bonn 1840.

<sup>46</sup> *Kalidasae Meghaduta et Āṅgaratīlaka*, ex recensione J[ohannis] Gildemeisteri, Bonn 1841

<sup>47</sup> Johann Wolfgang Goethe: *Fragment eines Briefkonzepts an Großherzog Carl August, um den 25.11.1824*, in: Ders.: *Werke*, hg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, Bd. IV/39, Weimar 1907, S. 282–283, hier S. 283.

Das Sanskrit ist eine Sprache mit einem extrem umfangreichen Vokabular, welche die Fähigkeit besitzt, für viele Begriffe nahezu unbegrenzt Synonyme zu formen. Darüber hinaus kann sie beliebig lange Komposita bilden. Diese und andere Eigenheiten führen dazu, dass in der Poesie der für den Kontext passende Wohlklang durch neue und interessante Wortbildungen hergestellt werden kann. Wenn man in einer konkreten lautlichen Umgebung und einem bestimmten Metrum<sup>48</sup> „Lotos“ sagen möchte, so ergibt sich hierfür eine verwirrende Vielfalt von Möglichkeiten: Da alle Wortbildungen, die „im Wasser geboren“ bedeuten, den Lotos bezeichnen, und nicht etwa Wasserpflanzen oder Fische, kann man nun alle Synonyme für Wasser (*ab*, *vāri*, *jala* usw.) mit Worten für „Geburt“, „Entstehung“ usw. (*-ja*, *-janma*, *-udbhava* etc.) verbinden und erhält die Bedeutung (wörtlich) „einer, der im Wasser geboren ist“, also „Lotos“: *ab-ja*, *vāri-ja*, *vāri-janma*. Will man also von der „Schönheit des Lotus“ sprechen, hat man die Wahl zwischen Dutzenden Worten für Lotos und einer ebenfalls nicht geringen Zahl von Worten für „Schönheit“ mit den unterschiedlichsten Nuancen. Hier ist es poetisch ein großer Unterschied, ob man im Sanskrit *kamalakānti* schreibt oder *vārijalakṣmī*.

Aber was bedeutet dies für den Übersetzer und seine Zielsprache? Lässt sich unter diesen Bedingungen die Schlegelsche Idee: „Die möglichste Strenge in der grammatischen und metrischen Nachbildung soll mit dem höchsten möglichen Grade freier Lebendigkeit vereinigt werden“<sup>49</sup> aufrecht erhalten?<sup>50</sup>

Es ist weitgehend vergessen worden, dass nicht Schlegel selbst, sondern sein Jenenser Kollege Kosegarten dieses Programm elegant für das Werk umsetzte, mit dem alle Indologen der ersten Stunde Sanskrit erlernten: die Erzählung von Nala und Damayantī aus dem *Mahābhārata*. Kosegartens Übersetzung ist nämlich im Originalversmaß gehalten, vergleichsweise wörtlich, dabei aber immer noch gut lesbar.<sup>51</sup>

*āsīd rājā nalo nāma vīrasenasuto bālī*

Es war ein Fürst, genannt Nala, Virasenas gewalt'ger Sohn

Hier ist das achtsilbige Versmaß mit allen Längen und Kürzen exakt nachgebildet, die Wortstellung erhalten und durch die Auflösung des Kompositums – im Sanskrit steht ja „Virasenasohn“ – wird die Zeile nicht so umständlich, als wenn man etwa „mächtiger Virasenasohn“ übersetzt hätte. Das Deutsche eignet sich hier als Zielsprache sehr gut, auch weil es Komposita genuin bilden

<sup>48</sup> In der Sanskrit-Dichtung gibt es viele hundert Metren, häufig sind ca. 30. Bei den allermeisten ist die Länge oder Kürze einer bestimmten Position strikt festgelegt.

<sup>49</sup> So in seiner Rezension *Vier Tragödien des Aeschylos* aus dem Jahre 1804, in: August Wilhelm Schlegel: *Sämtliche Werke*, hg. v. Eduard Böcking, Bd. 12, Leipzig 1847, S. 157–169, hier S. 161.

<sup>50</sup> Die Darstellung ist hier naturgemäß vereinfacht und beschränkt sich auf zwei inhaltlich und biographisch auseinanderliegende Positionen.

<sup>51</sup> Johann Gottfried Ludwig Kosegarten: *Nala. Eine Indische Dichtung von Wjasa. Aus dem Sanskrit im Versmaasse der Urschrift übersetzt und mit Anmerkungen begleitet*, Jena 1820.

kann, es besteht aber hier die Gefahr dem Sanskrit so weit zu folgen, dass die Verständlichkeit leidet.

Die Extremposition, welche eine weitgehende Imitation zum Ideal erhob, vertrat bekanntlich Rückert, der schrieb:

Die ganze dichtverwobene Laubmasse einer solchen indischen Vegetation, nach unserer Art in einzelne Ränken und Blüten aufzulösen, zerstört den eigentlichen Zauber jener Poesie; man kann einen solchen Satz nicht in Sätzchen zerschneiden, ohne ihm die Sonnen des Lebens entzwei zu schneiden. Der Engländer und der Franzose können nicht anders, wir aber können's, wenn wir auch nur unseren ehemaligen Reichskammergerichtsperiodenbau zu Hülfe rufen wollen; wir brauchen nichts, als seine Prosa in Poesie zu verwandeln.<sup>52</sup>

Die wesentliche Frage ist natürlich: Sind Komposita wie „Reichskammergerichtsperiodenbau“ poetisch? Eignen sie sich zur Wiedergabe der Sanskritpoesie?

Noch problematischer ist es, wenn sich die Neigung zu eher wörtlichen Übersetzungen mit einer wohlmeinenden Weigerung, einbürgernd oder auch nur idiomatisch zu übersetzen, paart. Zunächst ist aus der Perspektive des Indologen, der neben der Übersetzung auch das Original liest, nichts schlimmer als eine flache Übersetzung, „die man nicht mehr begreift, sobald man das Original versteht“.<sup>53</sup> Indologen haben daher, ohne die außerwissenschaftliche Rezeption zu beachten, solche Übersetzungen bevorzugt, die versuchen, das Fremde auch gegen die Gesetzmäßigkeiten der eigenen Sprache zu erhalten, so als würde eine vollständige Nachbildung des Sanskrit auch dessen Inhalt unverändert übermitteln.

Rückert ist diesen Weg in großer Konsequenz gegangen. Der geniale Übersetzer Fritze zählt seine Werke zu den „tiefen“ Übersetzungen, die „man beinahe versteht, wenn man das Original versteht“.<sup>54</sup> Als Beispiel zitiert er die folgende Strophe:

Verlassend erst die sichtbare Geliebte,  
Jetzt die Gemalte wiederholt anbetend,  
Werd' ich die Wandrerlabfluth übergehend,  
verlockt, o Freund, in die Gazellendürstung.

Hier wird also der Held, der offenbar ein Bild der Geliebten erblickt, von diesem so angezogen, dass er das Original außer Acht lässt und dem Bild verfällt. Er wird darin einem Wanderer verglichen, der die „Labfluth“ übergeht. Nur der Indologe kann wissen, dass Sanskritworte wie „Flut“, „Herde“ etc. in Komposita als reine Pluralmarker gebraucht werden, so dass man den Implikationen der Primärbedeutung nicht nachgehen muss. Es geht hier also nicht um

<sup>52</sup> Friedrich Rückert: *Dramatische Litteratur der Hindus [I. Teil]*, in: Ders., *Kleine Schriften zur Indologie*, S. 131–155, hier S. 141.

<sup>53</sup> Ludwig Fritze: *Meisterdichtungen Indiens*, hg. v. Andreas Pohlus, Halle 2012, S. 969.

<sup>54</sup> Ebd.

eine Flut, sondern lediglich um „Labungen“, die der Wanderer zurücklässt, um der verlockenden „Gazellendürstung“ zu erliegen. Der Sanskritist erkennt in diesem Wort eine extrem wörtliche Übersetzung von Skt. *mṛgaṭṛṣṇikā*, welches in der Tat aus *mṛga* „Gazelle“, *ṭṛṣṇā* „Durst“ und einem Suffix *-ka* im Femininum gebildet ist. Dessen Funktion ist in dieser Wortbildung allerdings unklar, was Rückert durch das ebenso unklare „Dürstung“ wiedergibt. Die Übersetzung ist ebenso sprachschöpferisch genial wie verfehlt, denn nur der Indologe kann aus seiner Kenntnis der Idiomatik des Sanskrit erahnen, dass es sich hier um eine „Fata morgana“ handelt. So wie der in der indischen Glut-hitze Reisende seine real existierende Verpflegung zurücklässt, um einer Luftspiegelung nachzulaufen, so verfällt das Subjekt unserer Strophe dem Bild der Geliebten. Als Indologe schwankt man hier mehrfach zwischen Rückerts Genialität und seinem dadurch tragischen Verfehlen des Ziels.

Wir wissen, wie Schlegel über Rückerts Stil urteilte:<sup>55</sup>

Deine Sanskritpoesiemetriknachahmungen  
Sind voll von goldfunkelnagelneuen Benamungen  
Du überflügelst in wortschwallphrasendurchschlängeltmonostrophischen Oden  
Die Weilandheiligenrömischenreichsdeutschernationsperioden.  
Deine mit Dank erkanntwerdenwollenden Bemühungen sind höchlich zu rühmen:  
So muß man die Himavatgangesvindhyaphilologiedornpfade beblümen.

Schlegel hatte sich längst von seiner frühromantischen Position, dass eine wörtlichere und zugleich poetische Übersetzung möglich sei, in Bezug auf das Sanskrit verabschiedet. Er schreibt an einer Stelle:<sup>56</sup>

Was ich hier gebe, ist keine Uebersetzung, sondern eine freie Nachbildung. Alle dichterischen Uebersetzungen sind nur unvollkommene Annäherungen. Die Annäherung kann durch die Unnachahmlichkeit und Unerreichbarkeit des Originals in eine so weite Ferne verwiesen werden, daß man dann wohl besser thut, die Sache gar nicht zu unternehmen. Die indische Sprache scheint mir, ohne alle Rücksicht auf Gehalt und Form der Schriften, ein solches unerreichbares und unnachahmliches Original zu sein.

Wörtliche Übersetzungen, mit genauer Nachahmung der metrischen Form, mochten und mögen für einzelne Proben zweckmäßig sein, um den Lesern einigermaßen eine Vorstellung von dem Tone des Originals zu geben, so wie man etwa ein Faksimile von einer Handschrift in Kupfer stechen läßt. Für erzählende Gedichte von größerem Umfange würde ich aber diese Verfahrensweise nicht empfehlen: ich besorge, die indische Poesie möchte dabei allzu sehr in Nachtheil gesetzt werden.

Dass die indische Poesie „in Nachtheil gesetzt“ wird, lässt sich an der Geschichte der indologischen Übersetzungen leicht erkennen. Die heute vorherr-

<sup>55</sup> August Wilhelm Schlegel: *Des vers un peu plus longs que les alexandrins*, in: Ders.: *Sämmtliche Werke*, hg. v. Eduard Böcking, Bd. 2, Leipzig 1846, S. 235.

<sup>56</sup> [Schlegel.] *Indische Dichtungen. Vorerinnerung*, S. 32.

schende, völlig unidiomatische Übersetzungstechnik behindert seit langem die Rezeption indischer Literatur in deutscher Übersetzung.

Für das Übersetzen des Sanskrit ins Deutsche gibt es nämlich zwei Extrempositionen, die in gewisser Hinsicht beide auf Diskussionen der Schlegelzeit zurückgehen: eine wörtliche, nachbildende und eine, die einer idiomatischen Wiedergabe den Vorzug gibt. Im Laufe des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts verdrängte die wörtliche Methode die andere; es setzte sich eine sehr eng am Sanskrit klebende etymologisierende Übersetzung weitgehend durch und extreme Vertreter dieser Schule forderten sogar eine konkor-dante Übersetzung, in der ein Wort im Sanskrit immer mit demselben Wort im Deutschen zu übersetzen sei.<sup>57</sup> Die Technik ist vielleicht nicht auf deutsche Übersetzungen beschränkt, aber doch für diese typisch geworden. Englische Übersetzungen sind durchweg viel besser verständlich. Mit der Durchsetzung der wörtlichen Methode wurden geniale und sehr produktive Übersetzer wie Fritze schnell vergessen, seine bei Reclam noch in Fraktur gedruckten Übersetzungen, welche zu den am besten lesbaren gehören, wurden nicht mehr nachgedruckt.

Es gehört daher zu den Absurditäten der indologischen Fachgeschichte, dass die angeblich so strengen ‚philologischen‘ Übersetzer, welche die extrem wörtliche Übersetzungstechnik als Standard vertreten und diese allein als wissenschaftlich adäquat sehen, auch diejenigen sind, die meinen, die Indologie der Schlegel-Zeit, sozusagen die ‚romantische Indologie‘, weit hinter sich gelassen zu haben. Dass ihre Methode zum Teil auf Übersetzungstheorien der Frühromantik zurückgeht, aber von Schlegel für das Sanskrit verworfen wurde, ist vermutlich unbekannt geblieben. Denn von Schlegel liest man als Indologe heute ohnehin nichts mehr, außer in der postkolonialen Literatur, aber das ist eine ganz andere Geschichte.

<sup>57</sup> Vgl. Jürgen Hanneder: *Indien für die Inder*, München 2015, S. 61.